

gowina beziehungsweise die Konföderation zwischen der Republik Kroatien und der Republik Bosnien-Herzegowina.

Die Ungarn der Vojvodina sind durch Krieg (Rekrutierung), serbische Repression, Auswanderung und politische Spaltung bedroht. Ihre Parteien tendieren zur Bedeutungslosigkeit, und Milošević ist seinem Ziel eines ethnisch reinen Serbiens einen Schritt näher gekommen.

Die Darstellung und Analyse von Weckbecker und Hoffmeister ist ein wertvoller Beitrag zur Parteienforschung und bindet die internationale Problematik notgedrungen, aber passend mit ein. Der immense Druck auf die Ungarn in der Vojvodina wird ansatzweise deutlich, eine genauere Analyse dieses Komplexes steht aber noch aus. Sie müßte die strukturellen Bedingungen der serbischen Despotie genauso einarbeiten wie die innerparteilichen Probleme des kollektiven Akteurs »Ungarn der Vojvodina«. Auch wenn die Ungarn politisch immer schwächer geworden sind, scheint ein pragmatisches Hinweggehen über diesen Sachverhalt durch Fokussierung auf das politische Kräftespiel nicht gerechtfertigt zu sein, denn neben den ethnischen Säuberungen, welche die radikalen Serben in Kroatien und Bosnien betrieben haben und dem Kampf gegen die Albaner, geschieht vor den Augen der Weltöffentlichkeit ein »stiller Krieg« gegen die Ungarn in Serbien. Diese lieferten und liefern einen wesentlichen Beitrag zum politischen und kulturellen Leben der Region und der Kulturlandschaft Vojvodina.

Christian Burić

München

Wirtschaft und Gesellschaft

MAZSU, JÁNOS: *The Social History of the Hungarian Intelligentsia, 1825-1914*. Boulder/Colorado: Columbia 1997. XXIV, 291 S. = Atlantic Studies on Society in Change 89.

Die Entstehung einer professionellen Bildungsschicht, ihre Ablösung vom Adel und ihre Rolle bei der Assimilation vor allem der Juden haben als eines der zentralen und spannendsten Themen der jüngeren ungarischen Sozialgeschichte immer wieder die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen. Im Verhältnis dieser neuen, die Modernität des Industriezeitalters verkörpernden Elite zur traditionellen adligen Oberschicht, so scheint es, liegt einer der Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung Ungarns in den letzten anderthalb Jahrhunderten.

Die nunmehr auch in englischer Übersetzung vorliegende Studie des Debreceener Sozialhistorikers János Mazsu setzt sich zum Ziel, soziale Herkunft und materielle Lebensverhältnisse der ungarischen Bildungsschichten zu studieren. Im Kontext einer im Vergleich zu Westeuropa verspätet einsetzenden Industrialisierung versteht Mazsu die ungarische Intelligenz (*értelmiség*) als eine für Mittel- und Osteuropa typische Schicht, die durch ihren Bildungsstandard und ihr Bewußtsein einer nationalen Führungsrolle auf dem Weg in die Moderne definiert sei und die er typologisch vage zwischen dem deutschen Bildungsbürgertum und der russischen revolutionären Intelligencija angesiedelt sehen will. Als Kriterium für eine stati-

stisch handhabbare Definition hingegen greift Mazsu auf den Abschluß der unteren Mittelschulklassen oder einer Bürgerschule als Kennzeichen der ungarischen Intelligenz zurück. Damit schließt er neben den freien Berufen und der Lehrerschaft auch einen Großteil der Angestellten in Verwaltung und Wirtschaft in sein Konzept von Intelligenz ein, das somit alle Bildungsschichten umfaßt.

Die Studie beeindruckt durch die Aufbereitung einer Fülle statistischen Materials. Jedoch vermögen die so gewonnenen Einsichten kaum zu überzeugen, zumal die durchgängige gesamtungarische Perspektive viel zu grob ist und regionale Sonderentwicklungen verdeckt. Die Vielfalt von Graphiken und Diagrammen, mit denen der Autor sein Material zu veranschaulichen versucht, wirkt oft unübersichtlich und ist im Grunde entbehrlich. Um so unverständlicher ist angesichts dieser Großzügigkeit bei den graphischen Darstellungen der Verzicht auf ein Literaturverzeichnis.

Welche Ergebnisse lassen sich aus einer derartigen sozialstatistischen Untersuchung gewinnen? Der weitaus größte Teil der Darstellung ist der sozialen Herkunft der ungarischen Bildungsschicht gewidmet. Auch wenn bereits um die Wende zum 19. Jahrhundert nahezu die Hälfte der Gebildeten aus nichtadligen Familien stammte, entstand eine Intelligenz als gegenüber dem Adel eigenständige Schicht erst nach 1848. Eine wichtige Funktion kam hierbei dem bürokratischen Ausbau des Neoabsolutismus zu, der seine Beamten nicht nur aus Beamten aus den übrigen Kronländern der Monarchie, sondern zu einem ganz erheblichen Teil auch aus einheimischen, ungarischen Kräften rekrutierte.

Kann sich Mazsu für diese Epoche nur auf vage Schätzungen und ältere Forschungen stützen, so steht ihm für die Ausgleichsepoche von 1867-1918 reichhaltiges statistisches Material aus den Volkszählungen, den jährlichen Berichten des Kultusministeriums sowie der Jahresprogramme einzelner Mittelschulen zur Verfügung. Die 1868 verfügte allgemeine Schulpflicht sowie der Ausbau des Mittel schulwesens öffneten nahezu allen Gesellschaftsschichten den Zugang zu gesellschaftlichem Aufstieg durch Bildung. Seine Analyse der sozialen Herkunft der Mittelschüler führt Mazsu zur These, die rapide wachsende Bildungsschicht habe sich nahezu ausschließlich aus den städtischen Schichten rekrutiert, wobei dem Kleinbürgertum nach der Jahrhundertwende eine immer wichtigere Rolle zukam. Die Auffassung, daß Landadel und Bauernschaft dagegen von mittlerer und höherer Bildung fast gänzlich abgeschnitten gewesen seien, steht jedoch auf wackeligen Beinen. Daß landesweit über fast die gesamte Epoche hinweg etwa 15% aller Mittelschüler aus Familien kleiner Landbesitzer oder Pächter stammte, läßt sich nicht mit dem Hinweis wegwischen, daß an zwei näher untersuchten Mittelschulen im Komitat Hajdu auch die Schüler dieser Kategorie einen städtischen Hintergrund besaßen (S. 107). Eine regionale Differenzierung, wie sie bei Mazsu nahezu völlig ausbleibt, könnte vielmehr zeigen, daß in einzelnen Komitaten bis zu 50% der Mittelschüler aus bäuerlichen Familien stammte. Zudem widerspricht Mazsu mit seinem Befund seiner eigenen These von einem extrem offenen Bildungssystem, das in idealer Weise den Anforderungen der Industrialisierung gerecht geworden sei.

In bezug auf die sprachliche Herkunft bestätigt der Autor das gängige Bild von der starken assimilatorischen Funktion der ungarischen Bildungsschichten: etwa 40% aller Mittelschüler waren seiner Schätzung zufolge von einer »mixed alle-

giance« gegenüber sowohl der ungarischen als auch ihrer muttersprachlichen Kultur geprägt. Auch hier kommt Mazsu jedoch zu Schlußfolgerungen, die sein Material nicht ohne weiteres herzugeben vermag, etwa wenn er behauptet, daß muttersprachliche Mittelschulbildung in eine Sackgasse geführt habe. Für Rumänen und Siebenbürger Sachsen ist diese Behauptung unhaltbar; für die slowakische Bevölkerung Ungarns grenzt sie ebenso wie für die Deutschen außerhalb Siebenbürgens an Zynismus, standen diesen doch seit den 1870er Jahren gar keine muttersprachlichen Mittelschulen mehr zur Verfügung.

Der zweite Teil des Buches widmet sich ausführlich dem Lebensstandard der ungarischen Bildungsschichten. Anhand der Einkommensentwicklung sowie einzelner Budgetstudien zeigt Mazsu den Prozeß einer allmählichen Proletarisierung der Intelligenz seit der Jahrhundertwende auf. Nicht nur die Lehrer als »Tagelöhner der Nation«, sondern auch viele Verwaltungsbeamte, Angestellte und Freiberufler sahen sich zusehends außerstande, mit einem Einkommen eine mehrköpfige Familie zu ernähren. Als Reaktion hierauf macht der Verfasser ein Hinausschieben von Familiengründungen und damit einhergehend eine sinkende Geburtenrate sowie die Aufnahme von Kostgängern und Untermietern, den Einkommenserwerb auch der Ehefrau, eine Bereitschaft zur Korruption sowie die Aufnahme von Schulden als Strategien aus, um die äußeren Zeichen eines als sozial angemessen empfundenen Lebensstandards bis hin zur Beschäftigung eines Dienstmädchens auch unter schwierigsten materiellen Bedingungen aufrechtzuerhalten.

Diesen Befund deutet der Autor dahingehend, daß die ungarischen Bildungsschichten soziale Normen und Werte des Adels übernommen und dessen Lebensstil nachgeahmt hätten, anstatt eigene bürgerliche Lebensformen auszubilden. Hierauf gründet er seine These, daß ein extrem offenes Bildungssystem einerseits sowie eine an den traditionellen Eliten orientierte Sozialisation der Bildungsschichten andererseits die sozialen Folgen der Industrialisierung in ein politisch konservatives System zu integrieren vermochten. Ob das statistische Material auch bei sorgfältigerer Auswertung, ja ob überhaupt ein sozialstatistischer Ansatz derart weitreichende Aussagen hergibt, ist jedoch zu bezweifeln. Denn immerhin wurde das politische System des dualistischen Ungarn zwar spät, aber seit der Jahrhundertwende doch deutlich von einer politisch progressiven Intelligenz in Frage gestellt. Die Verknüpfung seiner Ergebnisse mit politischen und kulturellen Entwicklungen, vor allem mit der Gärung innerhalb der ungarischen Intelligenz, wie sie sich am deutlichsten im Umfeld der Zeitschrift *„Huszadik század“* (Zwanzigstes Jahrhundert) beobachten läßt, bleibt Mazsu dem Leser leider schuldig.

Joachim von Puttkamer

Freiburg im Breisgau

TOMKA, BÉLA: *A magyarországi pénzüintézetek rövid története 1836-1947* [Kurze Geschichte der Geldinstitute Ungarns 1836-1947]. Budapest: Gondolat 1996. 132 S.

Dieses Buch ist seit mehr als fünfzig Jahren für Ungarn die erste zusammenfassende bankgeschichtliche Arbeit. Bei der Beschreibung des Kreditlebens der Re-

formzeit weist Tomka darauf hin, daß man diese Zeit nicht mit der abgenutzten Kategorie des Kapitalmangels bezeichnen kann, denn während vorwiegend Barzahlungsunternehmen ausschlaggebend waren, begegnet man Geldmitteln, die in bestimmten Regionen keine Anlage gefunden haben. Der Kapitalmangel war also eher struktureller als quantitativer Art. Das Buch stellt die wichtige Rolle der früher geldvermittelnden Institute im einheimischen Kreditleben vor, so die Handelsbankiers, kirchliche und weltliche Stiftungen, Waisenkassen, familiäre Geldfonds. Der Autor betont, daß man auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch nicht vom einem einheitlichen Geld- und Kapitalmarkt sprechen kann; zu jener Zeit bestand der ungarische Geldmarkt aus getrennten lokalen Kreditmärkten.

Die Vorstellung der von den 1850er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg reichende Zeitspanne ist der bestgelungene Teil des Buches. Béla Tomka behandelt mit großem Sachverständnis die Entstehung und Festigung der einheimischen Geldinstitute, die Einführung der finanziellen Innovationen, die Vorgeschichte des Krachs von 1873. Er macht mit der Analyse der Bankbilanz sowie im Zusammenhang mit der einheimischen Herausbildung der Bankkonzentration eine Reihe von wichtigen Feststellungen. Er schreibt über die Geschichte der Verbindung von Bank und Industrie auf Grund seiner Forschungsergebnisse der letzten Jahre. Diese Untersuchungen widerlegen die Konzeptionen von Hilferding und Gerschenkron entscheidend, die den universalen Banken beim Prozeß der Industrialisierung grundlegende Wichtigkeit beimaßen, und nach denen die Banken den Industrieunternehmen gegenüber in Machtpositionen gekommen seien. Geschäfte im Zusammenhang mit Industrieunternehmen (Gründung, Aktienemission, Kreditgewährung) gehörten gerade wegen ihrer Risiken nicht zu den bedeutendsten Banktätigkeiten; die Banken hüteten sich davor, ihr Kapital in zu großem Maße in unsicheren, industriellen Wertpapieren festzulegen. Die einheimischen Großbanken dienten den Industrieunternehmen eher in ihren traditionellen Funktionen. Die Theorie über die Macht der Banken kann ebenfalls nicht bestätigt werden. Nach den Ergebnissen der empirischen Untersuchungen bedeutete die Präsenz der Bankdirektoren in den Direktionen und Aufsichtsräten der Unternehmen im wesentlichen keine Beeinflussungsmöglichkeit für die Bank, weil nicht immer eine Kredit- oder Eigentumsbeziehung dahinterstand.

Im Kapitel über die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gibt es weniger Analysen, hingegen mehr Beschreibungen. Das positive Bild von den einheimischen Geldinstituten im Kapitel über die Wirtschaftskrise hält die Rezensentin nicht für ganz berechtigt. Laut Tomka hätten die einheimischen Geldinstitute infolge ihrer soliden, auf die liquiditären Gesichtspunkte achtenden Geschäftspolitik der Wirtschaftskrise gegenüber sehr große Widerstandsfähigkeit gezeigt. Diesem Umstand sei es zu verdanken gewesen, daß sich in der Zeit der Krise weniger Banken auflösten als in der vorigen Periode. In Wirklichkeit wurden von 1929 bis 1933 mehr als zweimal soviel Banken, nämlich 43, wegen Zahlungsunfähigkeit, unbegründeten Investitionen und Spekulationen liquidiert als in den vorhergehenden neun Jahren. Das letzte Kapitel informiert über die kürzeste Periode der ungarischen Bankengeschichte, vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zu den Verstaatlichungen.

JÖNS, HEIKE – KLAGGE, BRITTA: *Bankwesen und Regionalstruktur in Ungarn. Eine Analyse der Filialnetzstrukturen und -strategien aus regionalwirtschaftlicher Sicht*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Stadt- und Regionalforschung 1997. 80 S. = ISR-Forschungsberichte 16.

Der Aufbau eines effizienten Bankensystems ist ein entscheidender Baustein der Transformation einer Zentralverwaltungs- in eine Marktwirtschaft. Dabei ist ein solches zweistufiges Bankensystem kein Selbstzweck, sondern Voraussetzung für die zielgerichtete Allokation des knappen Gutes Kapital. Regionen mit einer Unterversorgung an Bankdienstleistungen haben vergleichsweise schlechte Voraussetzungen für den Aufbau neuer Wirtschaftsstandorte. Diesen Zusammenhang zwischen Standorten von Bankfilialen und regionaler Wirtschaftskraft aufzuzeigen, ist Ziel der Studie, die im Zusammenwirken der beiden Geographinnen entstanden ist. Sie analysieren dazu das ungarische Bankwesen unter besonderer Berücksichtigung der Filialpolitik der Banken und Bankengruppen in der ersten Hälfte der neunziger Jahre. Um letzteres zu ermöglichen, werden die Banken nach unterschiedlichen Kriterien (zum Beispiel ausländische Anteilseigner) klassifiziert. Zusammenfassend stellen die Autorinnen fest: »Der Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft ist in der räumlichen Dimension des ungarischen Bankwesens mit einer Umlenkung der Kapitalströme in einem unter anderen Rahmenbedingungen arbeitenden, aber weiterhin zentral organisierten Kreditwesen verbunden. [...] Die Einführung marktwirtschaftlicher Strukturen führt [...] zu einem Abzug des Kapitals aus den ehemaligen sozialistischen Industriehochburgen im Nordosten Ungarns und den industriell geförderten Komitaten im nördlichen Alföld und lenkt die finanziellen Mittel verstärkt in den Nordwesten des Landes.«

Weitgehend außer acht gelassen werden die Spargenossenschaften (in der Studie nicht ganz zutreffend als »Sparkassen« bezeichnet). Dies ist einerseits verständlich, da sie aufgrund des eingeschränkten Leistungsspektrums in der Regel kein kompetenter Finanzpartner für mittelständische Betriebe sind. Andererseits gibt es eine Reihe von Spargenossenschaften, die bereits Bankdienstleistungen für Firmen anbieten. Außerdem wäre es interessant zu analysieren, ob und gegebenenfalls wie die Spargenossenschaften diese wichtige Rolle in kleinen Städten und Gemeinden übernehmen könnten.

Insgesamt ist der Untersuchungsgegenstand zu kurz gegriffen. Sinnvoll wäre eine Fortsetzung mit der Frage, inwieweit Unternehmen ihre Standortentscheidungen von der Präsenz von Bankfilialen abhängig gemacht haben. Die einseitige Fixierung auf die Bankenperspektive wird auch bei der Auswahl der Gesprächspartner deutlich. Verwunderlich ist, daß bei diesen »Expertengesprächen« der Name des Gesprächspartners sowie das Datum fehlen, an dem das Gespräch stattgefunden hat.